

Auch sie fordert absolute Unterordnung und Anpassung der ›Fremden‹: »Damit sind wir einfach nie groß geworden. [...] [D]ie sollen die Füße unter den Tisch stellen und gut ist. [...] Und nie aufmucken, [...] einfach sich integrieren, dann wäre alles ok, aber das machen sie eben nie.«

Vor dieser etablierten und idealisierten – ›geordneten‹ – Vergleichsfolie SED-ausländerpolitischer Praktiken und dem vorherrschenden Nützlichkeitsimperativ, die politisch erfolgreich als humanistisch inszeniert werden konnten, haben heutige menschenwürdigere Verhältnisse zu bestehen. In diese Relation gesetzt, versagen sie notwendigerweise; können doch gerade entmenschlichende Praktiken und eine asymmetrische Beziehung noch immer als attraktiv bewertet werden, sodass ein politisch inszeniertes Zerrbild eines »rassistische[n] Humanismus« (Sartre 2008: 21) – ein im SED-Staat proklamierter Antirassismus und Antifaschismus – seine Verklärung ungehindert fortsetzen kann: »Also das fand ich in Ordnung, ja. [...] [D]as war alles menschenwürdig«, bestätigt Isolde Kahlbach ebenjene Kontinuitätslinien; Manuela Vierstück stimmt ein: »Also wir waren völlig tolerant«.

Nun ist einerseits auf den vorangegangenen Seiten deutlich geworden, dass die Repräsentation der ausländerpolitischen Praktiken und Politiken des SED-Regimes – etwa Inferiorisierung, Infantilisierung, Kommodifizierung, Assimilierung und Segregation – an kolonialrassistische, und so auch an faschistoiden und völkische Kontinuitäten anschließen. Andererseits durchwirkt diese positiv konnotierte Vergleichsfolie die Bewertung heutigen Zuwanderungsgeschehens. Vor diesem Hintergrund sind es als (süd-)ostasiatisch gelesene Menschen, die sowohl gesamtgesellschaftlich als auch als Pflegekräfte durch die Sprecher*innen eine gewisse – dennoch philarassistisch strukturierte – Akzeptanz erfahren haben. Weitere Einsichten in so repräsentierte akzeptiertere und etabliertere ›Andere‹ der Gegenwart wird das nächste Teilkapitel gewähren. Über eine Analyse diskursiver Verschiebungen post 2015 und eine damit einhergehende Neukonturierung der Imagination über den ›Ausländer‹ wird zudem eine Kontur jener migrantischen ›Anderen‹ herausgearbeitet, die die Sprecher*innen wesentlich problematisieren.

5.3 »Jemand von da unten«

Zu diskursiven Verschiebungen und der Konstruktion des problematisierten ›Ausländer‹

Momentan werden ja unter dem Begriff »Migranten« die Flüchtlinge gesehen, Wirtschaftsflüchtlinge oder politische Flüchtlinge, also jedenfalls die, die irgendwo aus dem Süden herkommen, eher negativ besetzt dieser Begriff. [...] Was sind Migranten? (Pause) Also in erster Linie ja die, die aus Afrika kommen, Nordafrika, Afrika, aus der Richtung. Weil unter einem Vietnamesen würde man sich ja jetzt keinen Migranten vorstellen. [...] Also Migration kommt von sich heraus, die Leute wollen hierher [...] Vietnamesen würden wir ja jetzt gezielt holen. Manuela Vierstück, Pflegedienstleiterin, 59 Jahre

Die Ausführungen der Pflegedienstleiterin Manuela Vierstück knüpfen inhaltlich an die eingangs analysierten telefonischen Gesprächsnotizen an. Migrantische ›Andere‹ der Gegenwart, der *Migrant im eigentlichen Sinne*, wird nun als Mensch mit Fluchterfahrung, aus afrikanischen und (süd-)westasiatischen Regionen kommend, entworfen. Diese

Kontur schließt Menschen ein, die – und hier werden erneut Parallelen zu den soeben thematisierten ausländerpolitischen Praktiken des DDR-Staates gezogen – eben nicht zum Zweck eines gezielten Arbeitseinsatzes *geholt werden* (»Vietnamesen würden wir ja jetzt gezielt holen«), sondern die »von sich heraus« gekommen sind, weil sie vermeintlich »hierher« wollen. Bemerkenswert an dieser Aussage ist die Wir- und zugleich Präsensformulierung, erinnert sie doch an die Ausführungen in Kapitel 4.1 zum ehemaligen DDR-›Kollektivkörper‹.

Hierzu ist hervorzuheben, dass mit der Antwort auf die verdinglichende Frage Manuela Vierstücks »Was sind Migranten?« Menschen mit einer Herkunft aus Osteuropa, die in der Stadt Dresden quantitativ betrachtet einen relevanten Anteil ausmachen,²³ kaum Erwähnung finden: »Immigranten sind eigentlich für mich die, die geflüchtet sind, die eben gezwungenermaßen jetzt hier sind, [...] wenn z.B. jemand aus der Tschechei kommt, die dann in Deutschland arbeitet, weiß ich nicht, ob das Immigranten auch sind«, erklärt die Pflegedienstleitung Silvia Meyer. Die 74-jährige zu Pflegende Gretel Müller verweist in diesem Zusammenhang auf die Medien: »Weil man davon [von Menschen aus Osteuropa] weniger in der Presse liest. Die aus den Kriegsländern sind für mich Migranten«. Dass solche Einschätzungen aber ein relativ neues Phänomen abbilden und hinsichtlich der Zuwanderung aus Osteuropa in den Aussagen der Sprecher*innen post 2015 diskursive Verschiebungen analysiert werden können, soll nun kurz betrachtet werden.

»[M]ittlerweile«, so erklärt mir die 31-jährige Altenpflegefachkraft Vanessa Thamm, sei das gesellschaftliche Bild von ›Osteuropäer*innen‹ »sehr gut«. Dies gelte auch in der Pflege, was sich in den Beschäftigungszahlen – zumindest in Relation zu den geflüchteten Menschen post 2015 – widerspiegelt.²⁴ Das »war ja früher auch nicht so«, fährt sie fort:

Ich weiß [...], wo ich noch klein war, sind ja viele Russen gekommen, die Weißrussen und auch viele Polen und Tschechen, die hatten ja auch keinen guten Ruf, denen wurde auch immer nachgesagt, ja die Tschechen, gerade wer in der Grenzregion wohnt, ich bin auch in der Grenzregion aufgewachsen, die klauen, man darf nichts draußen stehen lassen, musst alles zu schließen. Vanessa Thamm

Diesen kollektiven »Ruf« kennzeichnen allerdings nicht nur Narrative der 1990- und 2000er-Jahre, vielmehr rekurriert dieser auf länger zurückliegende Spuren. Denn ›Osteuropa‹ wurde bereits seit der Aufklärung im westlichen Diskurs als »Hort der Rückständigkeit« (Panagiotidis 2021: 142), als »Europe but not Europe« (Wolff 1994: 7), als »eine Art Zwischenwelt, nicht ganz ›Orient‹, aber eben auch nicht ganz Europa« (Panagiotidis 2021: 142), charakterisiert. So zeichnet beispielsweise Kien Nhgi Ha eine »preußische Polenfeindlichkeit«, die Imagination von »»dumme[n] Pollacken« und die Konstruktion »slawische[r] Untermenschen« zur Zeit des Kaiserreiches nach (Ha 2012: 81–83). Dabei handelt es sich um Topoi, die später wesentlich von der NS-Ideologie instrumentalisiert und politisiert wurden und die Inszenierungen einer minderwertigen,

²³ So kamen im Jahr 2017 beispielsweise 5981 Menschen aus der Russischen Föderation und 3675 Menschen aus Polen; zum Vergleich: 5038 Menschen kamen 2017 aus Syrien, Arabische Republik (dresden.de 2018: 4, Tabelle 2 – erfasst werden darin sowohl »Deutsche mit MH« als auch »Ausländer«, die hier angegebenen Daten sind jeweils die Summe).

²⁴ Vgl. Bilanz der telefonischen Umfrage in Kapitel 3.2.

rückständigen slawischen ›Rasse‹ und des Ostens als eines ›barbarischen Raum[es]‹ (Interview mit Panagiotidis in Weigandt 2021) verfestigten.

Während also die von Vanessa Thamm reproduzierten Topoi von Rückständigkeit und Kriminalität, porträtiert in ›klagenden Osteuropäer*innen‹, zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Alltagsdiskurs um Migration noch Konsens konstituieren konnten, vollzog sich, so wird festzustellen sein, vor dem Hintergrund eines neuen ›Feindbildes‹ geflüchteter Menschen eine Verschiebung in der ›sozialen Imagination‹ (Friese 2017: 18) über den problematisierten ›Ausländer‹. So wandelte sich die Diskursposition der ›Osteuropäer*innen‹ hin zu *akzeptierteren* und *etablierteren* ›Anderen‹, zu einer gefühlten geringeren ›Belastung‹ aus der Perspektive der weißen, deutschen Bevölkerung. In diesem Sinne heißt es in der Gegenwart einprägsam hoffnungsvoll, aber zugleich despektierlich und reifizierend in der Antwort Margarethe Peters auf meine Thematisierung geflüchteter Menschen als potenziell Pflegende: »[D]as wir lieber erst einmal ein paar Polen nehmen oder Ungarn oder so was [...]?«. Panagiotidis resümiert in seinen Ausführungen zur postsovjetischen Migration ebenso, dass Osteuropäer*innen und postsowjetische Migrant*innen im öffentlichen Bewusstsein spätestens seit 2015 von vermeintlich problematischen Geflüchteten und Muslim*innen regelrecht überstrahlt wurden (Panagiotidis 2021: 18) und nun im hierarchisierenden bundesdeutschen Zuwanderungsdiskurs als – immerhin – Weiße, Säkulare oder Christliche ›relativ weit ›oben‹ angesiedelt‹ (ebd.: 21) werden. Insofern unterliegen sie anderen Rassismen, die sich primär an den Signifikanten der Sprache und des Akzents abarbeiten (Interview mit Panagiotidis in Weigandt 2021).

Und dennoch sind Zweifel geblieben, wie mich Anna Fischer wissen lässt: »Polen, das ist irgendwie, die Ausländer sind ja auch so mit Diebstahl, weiß ich nie, wie das dort ist. Ob das jetzt nachgelassen hat, oder ist das immer noch so schlimm? Also man hat ja manchmal Sachen gehört, die Autodiebstähle und alles«. Auch die zu Pflegende Isolde Kahlbach plagen Bedenken vor dem Hintergrund kriminalisierender »tägliche[r] Zeitungsmeldungen mit den Autos, ne?«, verfügt doch der Pflegedienst über ihren Wohnungsschlüssel: »Da würde ich mich nicht ausnehmen[, Ängste vor Diebstahl zu haben]. Zumindestens hätte man dann den Gedanken, der [osteuropäische Pflegekraft] wüsste jetzt, angenommen, wann ich zur Dialyse ginge, wann die Buße leer ist«. So assoziiert nicht zuletzt die mediale Repräsentation seit Beginn der 1990er-Jahre nachweislich ›Osteuropäer*innen‹ und ›Russlanddeutsche‹ ganz besonders wirkmächtig mit Kriminalitätszuschreibungen (Panagiotidis 2021: 144).

Weil die Pflege in der eigenen Häuslichkeit, in der sich zumeist Hab und Gut eines Menschen befinden, umgesetzt wird, können Diebstahlängste zudem grundsätzlich virulent sein. Dennoch berichtet gerade die 47-jährige Altenpflegerin Alina Melnik mit ukrainischer Herkunft über ein solches ihr entgegengebrachtes Unbehagen und einen vermeintlichen Mangel an (osteuropäischer) Vertrauenswürdigkeit:

Weißt du, am Anfang bei manchen [zu Pflegenden] war sogar solche Kontrolle, manche haben irgendwo was versteckt, ob sie das findet, ob sie das mitnimmt oder nicht. Es gibt solche Prüfungen auch, aber wenn du das bestanden hast, kein Problem. Das habe ich auch erlebt. »Oh, du hast das gefunden? Ich habe schon lange danach gesucht.« Ich weiß nicht, ob ich das wirklich gefunden habe, oder ob das extra versteckt wurde. Alina Melnik

Nichtsdestotrotz ist in den letzten Jahren die Wirkmächtigkeit und Dominanz jener Wissensbestände im Alltagsdiskurs verblasst. Partiell, aber eben gerade im Pflegekontext, sind sie durch als positiv eingestufte Erfahrungswerte als Folge der Zunahme osteuropäischer Pflegekräfte, durch eine einsetzende Gewöhnung an diesen ›Intergruppenkontakt‹ (vgl. Allport 1979) sowie eine veränderte mediale Berichterstattung bis hin zu einer schwächeren medialen Problematisierung supplementiert worden:

Z. B. bei den Polen, also die stehen wirklich bei mir jetzt an erster Stelle, muss ich sagen. [...] Ich hab die Superillu und da stehen auch immer sehr gute Beiträge drin, also da hört man an und für sich viel Gutes. (Pause) Also, wenn so etwas, also, wenn man würde an so jemanden geraten, also das wäre natürlich Glückssache, würde ich denken. [...] Ich hab das selbst auch erlebt, ich war in Altenberg hier in der Reha und da waren auch viele Tschechen. Also einwandfrei, einwandfrei, die waren so nett und höflich und [...] die haben eben geholfen.

Christa Dallmann

Meistens sind sie [Pflegekräfte aus Osteuropa] dann doch noch lieber [als deutsche Pflegekräfte], ich weiß auch nie, ich hab das schon mal im Krankenhaus, so die Pfleger oder die Ärzte, die fand ich alle viel lieber. Ich hatte jetzt zur letzten Kur einen russischen Doktor und das war ein Traum, zur Kur, ne? Der, also mein Kur-Arzt dort, war so was Nettes [...] da war [...] ein ganz tolles Verhältnis. Margarethe Peters

Besonders harmonisierend wirk/t/en auf den einst problematisierenden Diskurs Bilder und Phantasmen einer authentischen, weniger instrumentalisierten ›osteuropäischen‹ Pflege, ein glücklicher ›Traum‹ wie durch die eigene Enkelin. »Dort war Oma wirklich so Oma«, schwärmt auch die 33-jährige stellvertretende Pflegedienstleiterin Katja Eberhard über von ihr kennengelernte Pflegekräfte aus Osteuropa in der Häuslichkeit. Jene Romantisierung²⁵ kann jedoch vor dem Hintergrund einer strukturell bestehenden (Über-)Ausbeutung osteuropäischer Arbeitskraft und der Aneignung ihrer Humanressourcen als pervertiert bewertet werden, werden jene doch manchenorts nicht nur geringer entlohnt als weißes, deutsches Personal, wie Katja Eberhardt einräumt. Sie können auch dauerhaft und ungeachtet ihrer tatsächlichen Kompetenz – wie etwa eine Fachkraftqualifikation aus ihrem Herkunftsland – in geringer entlohnten Helfer*innenpositionen in Deutschland beschäftigt sein, z.B. weil ihnen das Sprachniveau ›Deutsch B2‹ für eine vollständige Anerkennung ihrer Ausbildung oder ihres Studiums fehlt.²⁶ Angesichts solch ausbeuterischer transnationaler Geflechte thematisiert auch Bauman, Naomi Klein (2003) rezipierend, dass es sich für den »Festungskontinent« Europa lohnt, »luftdichte [...] Grenzen« bei gleichzeitig leichtem Zugang zu »billigen, anspruchslosen und pflegeleichten Arbeitskräften« anzustreben und damit – relational betrachtet – einige »ärmere« Länder anzugliedern, die als »Leibeigene [...] der Postmoderne« die »Dreckarbeit« erledigen (Bauman 2016: 80–81):

25 Vgl. auch Kapitel 6.2.

26 Zur Anerkennung von »ausländischen Berufsqualifikationen« in nichtakademischen Gesundheitsfachberufen vgl. sachsen.de (o.J.a).

Ich war Lehrerin. So wie alle hier. Alle mit Hochschule. Viele. Ich kenne Mädels, die in Bank gearbeitet haben, also wirklich viele mit Hochschulbildung. Aber hier in Deutschland ist nicht alles anerkannt, da müssen wir machen, das, was klappt. [...] Hier muss ich noch verschiedene Prüfungen machen und ich musste alles selbst bezahlen, das geht überhaupt nicht [...].

erzählt Alina Melnik von der erlebten und etablierten Dequalifizierung und Deklassierung. Und so sind historisch tradierte koloniale Strukturen in Form rassifizierter Unterschichtung wie Segmentierung des Arbeitsmarktes bis in die Gegenwart nicht nur Bestandteil öffentlicher Diskurse, sondern auch staatlicher Politik (Ha 2012: 65).

Ein weiterer Antrieb dieser diskursiven Verschiebungen findet sich – wie angekündigt – in der Etablierung eines neuen Feindbildes post 2015 durchdrungen von rassistischen und (post-)kolonialen Topoi, wie die nachfolgenden Ausführungen ausführlich nachzeichnen werden. In Relation zu der neuen Gemengelage bzw. ›Bedrohung‹ avanciert Diebstahl schon fast zu einer Banalität und kriminellen Kleinigkeit, sodass Andreas Richter heute von osteuropäischen »Waisenknaben« spricht, wenn zuvor Menschen mit Fluchterfahrung den Gesprächsinhalt füllten. Eine verschobene, bagatellisierende Bewertung, der sich Anna Fischer anschließt: »[D]ie [Osteuropäer*innen] haben ja im Prinzip nichts getan, die haben geklaut oder so, das schon. [...] [A]ber so haben die uns ja im Prinzip nichts getan«. So öffneten sich mit dem Aufwarten eines vermeintlich neuen und gemeinsamen ›Gegners‹ Bahnen für Schulterschlüsse zwischen Ostdeutschen und Osteuropäer*innen, die sich in Alina Melniks verdrießlicher Aussage »ich musste alles selbst bezahlen« bereits ankündigen. Auf der imaginären Zugehörigkeitsskala setzten Neuverhandlungen ein: »Die aus Osteuropa, die alle arbeiten, [...] wir versuchen einfach Arbeit zu finden und wir machen das gut, weil wir wollen was verdienen und die Flüchtlinge kommen auf alles schon Vorbereitete und sitzen einfach und nutzen alles«, ärgert sich Alina Melnik. Über ein gemeinsam geteiltes Leid – erinnernd an das aufgebaute Deklassierungs- und/oder Ungerechtigkeitserleben mancher Ostdeutscher mit der Wiedervereinigung – knüpft sich so schleichend ein vereinendes Band gegen geflüchtete ›Andere‹. In dieser Situation schließt nunmehr auch der 36-jährige als Altenpflegehelfer arbeitende Adam Jankowski, der zumindest in Polen über einen Masterabschluss in Pflegewissenschaften verfügt, an ein kollektives Ungerechtigkeitsnarrativ an:

Wenn ich z.B. nach Deutschland gekommen bin 2013, ich habe alles selbst gemacht, alles selbst bezahlt, ich habe praktisch alles selbst [...] gemacht. Arbeit gefunden, Krankenversicherung, Schritt für Schritt, ich habe alle selbst gemacht und ich habe alles bezahlt für Steuer, für alles, ne? Und dann kommen die Flüchtlinge, die haben alles bekommen, verstehst du? [...] Es ist nicht große Problem, aber war ein bisschen Unterschied, ne? Ich habe selbst alles gemacht, aber die anderen Personen haben alles bekommen [...]. Adam Jankowski

Die leise Frage, ob er zu einem ›Migrant zweiter Klasse‹ wird, obschon er sich eine, so repräsentierte, stolze Teilhabeleistung und einen Masterabschluss zuschreiben kann, keimt nun auch in Adam Jankowski – mit einer gewissen Kongruenz zum Ost-Narrativ eines gesamtgesellschaftlichen ›Bürger*innen-zweiter-Klasse-Seins‹. Alina Melnik spricht letztendlich von drei Opferkonkurrenzen: »[D]rei Parteien in Deutschland, Flüchtlinge, Osteuropäer und Ostdeutsche«. Auch Panagiotidis bringt einen zu beobachtenden

›Rechtsruck‹ von Teilen osteuropäischer und postsowjetischer Migrant*innen mit deren sozialer Position in der bundesdeutschen Migrationsgesellschaft in Verbindung und kontextualisiert ihn vor dem Hintergrund neu aufkommender Konkurrenzen im Zuge der verstärkten Fluchtwanderungsbewegung seit 2015 (Panagiotidis 2021: 189, 227).

Nicht zuletzt eint das Revival einer geteilten und neu in Wert gesetzten sozialistischen Vergangenheit, die in Zeiten wieder aufflammender DDR-Nostalgie post 2015 solidarisierende Gesprächsgrundlagen während des Besuches in der Häuslichkeit eröffnen kann:

Mit mir war nicht so Problem, ich bin weiß und ich spreche Deutsch, das geht noch (lacht) und [...] ok, wenn ich gesprochen habe, dann haben sie gleich gemerkt, dass ich Ausländerin bin. Dann war erste Frage: »Woher stammst du? Woher kommst du?« Und dann haben wir noch ein Thema zum Gespräch, ehemalige Sowjetunion und Ukraine und Unterschied [...] und dann Leute haben sich bemüht ein paar Worte in Russisch zu sagen, weil das manche auch in der Schule hatten. [...] [D]as war für mich ein Plus, weil wir hatten schon ein Thema zum Gespräch. [...] Und dann wird gefragt, wie dort das Leben war und wie jetzt und wie das geht. Viel Geschichte und warum bist du hier und wie geht es dort. [...] Die Patienten erzählen, wie das Leben im Osten war, [...] [sie] waren im Urlaub in der Sowjetunion. Das ist einfach Gesprächsthema. Noch immer. Das bleibt, wie war das Leben in der DDR und wie ist es im Kapitalismus[.]

resümiert Alina Melnik. Und so erneuern prägende Erinnerungen an eine geteilte Sozialisationserfahrung alte Zugehörigkeiten und setzen diskursive Verschiebungen in Gang, nicht zuletzt vor dem Hintergrund subtiler oder offen ausgesprochener gesamtgesellschaftlicher Diskriminierungstendenzen, einer diskursiven Herabsetzung dieser – sozialistischen – Vergangenheit (vgl. Panagiotidis 2021: 19–20).

So sind es nun nichtweiße Menschen, die gegenwärtig weniger *›zu gehen‹* scheinen, wie soeben von Alina Melnik indiziert, und die nicht in die Gruppe der »Waisenknaben« gezählt werden. Eine verstehende Perspektive darauf bildet die Einschätzung – so beispielsweise von Manuela Vierstück (siehe einführender Gesprächsausschnitt zu diesem Teilkapitel) –, dass die post 2015 zugewanderten ›Anderen‹ weniger als politische, sondern vielmehr als sogenannte »Wirtschaftsflüchtlinge« ihre Heimat verlassen hätten, um ihre materiellen Lebensbedingungen in Europa oder Deutschland zu verbessern. »[D]as, was die erst mal kriegen, ist ja mein Steuergeld, dafür muss der Rentner Steuern zahlen auf seine Rente. Ist bitter, ne?«. »[D]ie kommen hierher und kriegen alles geschenkt [...] und wir müssen es uns erarbeiten. Die Ungerechtigkeit«, grämt es die zu Pflegende Margarethe Peters und die Altenpflegehelferin Anna Fischer. Vor dem Hintergrund des mit der Wiedervereinigung einhergehenden Ungerechtigkeitserlebens, der langwährenden finanziellen Schlechter- bzw. Nichtgleichstellung ostdeutscher Bevölkerungsanteile im deutsch-deutschen Kontext und der im Alltagsdiskurs verbreiteten, aber falschen Annahme vermehrter Sozialhilfeleistungen werden gegenüber den »Wirtschaftsflüchtlingen« nicht nur symbolische Anerkennungskämpfe, sondern auch Kämpfe um materielle Privilegien und Ressourcen eröffnet.²⁷ »Integriert doch erstmal uns!« (Köpping 2018), könnte es hierzu wieder-

27 Diese können eine interne – rassifizierte – Aufspaltung der Arbeiter*innenklasse (Hall 2019e: 132) in Gang setzen. Hierzu vgl. ausführlich Kapitel 6.2.

kehrend heißen. Im Gegensatz zum DDR-Narrativ wird der*die ›Fremde‹ in der Gegenwart zum »Parasit[en]« an den »seßhaften Elemente der Gesellschaft« (Simmel 2016: 760). Er gilt nicht mehr als einer, der – wie die ehemaligen Vertragsarbeiter*innen – für ein »kleines Taschengeld« arbeitet, sondern der, so die Erzählung, »nassauer[t]« (Margarethe Peters). Der in den Aussagen der Sprecher*innen dominant repräsentierte ›Wirtschaftsflüchtling‹ steht dann symbolisch für vermeintlich illegitime Fluchtgründe, die Bedrohungsszenarien für den westlichen Wohlstand oder eine ostdeutsche Arbeiter*innenklasse kreieren. Die mutmaßlich wenigen ›politisch Verfolgten‹ und/oder ›Kriegsgeflüchteten‹ (»politische Flüchtlinge«, Manuela Vierstück), denen eine Legitimität zur Flucht nach Europa und Deutschland zugesprochen wird, können hingegen als Opfer positioniert werden, die dramatische und medial inszenierte Mittelmeer-Szenarien aufrufen. So spricht die zu pflegende Gretel Müller von bemitleidenswerten und deshalb legitimen, akzeptierteren »armen Leute[n], die über das Mittelmeer kommen«, von Opfern, die »durch einen schlimmen Umstand [ihr] Heimatland verlassen« mussten.

Die vermeintlichen Motive des ›Wirtschaftsflüchtlings‹ aber, dem es nicht (nur) um das bloße Überleben geht, der autonomer handelt und der eine individuelle Entscheidung getroffen hat, sein Leben zu verändern, ja vielleicht zu verbessern, sind inakzeptabel;²⁸ obschon sich das moderne Subjekt über den freien Willen und Selbstbestimmung definiert (Friese 2017: 45) und – wie zu erkennen war – einige Sprecher*innen zur Wohlstandverbesserung einst selbst die Flucht in ›den Westen‹ für sich in Betracht zogen. »Das ist der Vorwurf an den sogenannten Wirtschaftsflüchtlings. Nicht nur Parasit am Volkskörper, am Wohlstand anderer, sondern auch autonom handelndes Wesen«, spitzt es Friese zu (ebd.). So wird der rational entscheidende (hier: geflüchtete) Mensch, der eigentlich »vom Chor der Neoliberalen stets in den höchsten Tönen gelobt wird, und dort ein Auskommen such[t], wo es zu finden ist, anstatt da zu bleiben, wo es keines gibt« (Bauman 2016: 66) auch makropolitisch

von denselben Regierungen öffentlich an den Pranger gestellt, die alles unternehmen, damit »Arbeitsflexibilität« zur ersten Tugend ihrer Wählerschaft wird, und die alle einheimischen Arbeitslosen auffordern, sich in Bewegung zu setzen und dorthin zu ziehen, wo Arbeit nachgefragt wird. (ebd.)

Zugleich existiert ein Medienblick, der mit dem »rassistischen Alltagsbewußtsein« (Hall 2000: 150) arbeitet, der einen bedrohlichen Ansturm nichtweißer »(schwarze[r]) Massen« in kleinen Schlauchbooten fortwährend inszeniert und einen »Exodus biblischen Ausmaßes« (Friese 2017: 45) für Europa und dessen Wohlstand ankündigt. So können die im vorangegangenen Kapitel repräsentierten Bilder von ›Geflüchteten‹ »auf den Booten sitzen[d]« (Andreas Richter) mit den ›Smartphones der Superlative‹, die nicht ärmlich (Isolde Kahlbach) aussehen, nicht nur als Affront gegen ein ostdeutsches Ungerechtigkeitserleben wirken. Den Blick durch kolonial geprägte und von politischen Interessen

28 So ist es gerade die diskursive Inszenierung als ›Wirtschaftsflüchtlings‹, die für manche Ostdeutsche ablehnungsverstärkend und ›unheimlich heimlich‹ bedrohlich wirken kann; muss der darin eingeschriebene Bedeutungsgehalt doch auch an die eigene Schmach und das Zögern von 1990 und damit die (unerfüllten) Pläne zur Wohlstandverbesserung erinnern.

mitbestimmte mediale Raster gelenkt, die die Wahrnehmung von Leben, Leid und Tod im Krieg kanalisieren, zählen ›die‹ Geflüchteten, repräsentiert als konturlose ›schwarze Masse‹, kaum zu den ›beträuerbaren Leben‹ (Butler 2010).

Die also als nicht notleidend wahrgenommenen Menschen, die es mit Smartphone über das Mittelmeer schaffen, bedürfen auf hoher See nur eingeschränkt einer Rettung: »Wenn einer in Not ist, kann man den retten, aber nie mit dem Schiff rausfahren, wo ist denn nun einer, wo kommt denn nun einer. Verstehst du?«, versucht Margarethe Peters ihre Positionierung zu plausibilisieren und plädiert dafür, dass an den Pforten Europas nicht so genau hingesehen wird und Menschen, reduziert auf das »nackte[...] Leben[...]« (Agamben 2002: 14), weiterhin sterben gelassen werden (zu Rassismus als Teil der »Bio-Macht« siehe Foucault 2016: 301), »ist [das doch] keiner wegen dem Krieg, sondern das sind so Leute, die dort weg machen, weil das Leben nicht mehr gut ist, also Wirtschaftsflüchtlinge« (Margarethe Peters):

Diese Bevölkerungsgruppen können verloren oder aufgegeben werden, eben weil sie in einem Rahmen dargestellt sind, in dem sie bereits als verloren oder aufgegeben wahrgenommen werden. Sie werden als Bedrohung menschlichen Lebens in der gewohnten Form dargestellt und nicht als lebendige Menschen, die Schutz vor illegitimer Staatsgewalt, vor Hunger oder Seuchen brauchen. Gehen solche Leben verloren, sind sie folglich nicht beträuerbar, denn in der verdrehten Logik der Rationalisierung ihres Todes gilt ihr Verschwinden als notwendig, um das Leben der »Lebenden« zu schützen. (Butler 2010: 36)

»Wenn sie absaufen, sollen sie absaufen, das ist dasselbe, wie wenn du nach dem Westen gegangen bist, dann hätten sie dich auch abgeplauzt am Ende. Da hat keiner gefragt [...]. Die haben auch draufgeplauzt. So und wenn sie mit dem Boot fahren wollen, dann müssen sie fahren«, erklärt auch der zu Pflegende Horst Seiferth. Schulterzuckend und fatalistisch arbeitet er Analogien zu den am ›Kollektivkörper‹ verübten Entmenschlichungspraktiken heraus und vermittelt eine gefühlserkaltete Zwangsgewöhnung an den Verlust. Die Logik zeigt sich erneut historisiert. In ihr erlischt die Empathie für grenzüberschreitende Migration und die abschottenden Praktiken europäischer Grenzregime und ihre »nekropolitische Macht« (Mbembe 2020: 73) werden normalisiert.

Mit dieser dominanten Objektivierung zugewanderter Menschen post 2015 zum ›Wirtschaftsflüchtlings‹ und der imaginierten Wohlstandsbedrohung durch ein nicht ›beträuerbares‹ und deshalb ›ungelebtes Leben‹ ohne Geltung (Butler 2010: 22) gehen Vorstellungen einer vermeintlichen Unvereinbarkeit von Kulturen und so von Kulturräumen als Wesen oder Essenz einher:

Ich meine, irgendeinen Beruf erlernen, mit handwerklich und so was, das ist ja alles ok [für die Geflüchteten], aber direkt in die Pflege, weiß ich nicht. Denn die kennen das ja gar nie so in ihren Ländern, weiß ich nie, [...] ob es da auch Pflegeheime und so was gibt, kann ich mir nicht vorstellen, so im Dorf da, in ihren Lehmhütten (lacht). [...] [D]a gibt es ja keine Pflege in dem Sinne, das kennen die vielleicht auch gar nie so. So wie wir es jetzt machen. Das ist ja eine ganz andere Kultur. Anna Fischer

Zeitgemäß mobilisiert Anna Fischer den salonfähigen Terminus »Kultur« als wirkmächtigen neuen »Rassismus ohne Rassen« (Balibar 2017b: 28; vgl. dazu auch Hall 2016),

womit sie rassifizierte Unvereinbarkeit in neuem Gewand artikuliert. Der*die ›Fremde‹ wird so nicht nur als Konkurrent*in um materielle Ressourcen repräsentiert, sondern auch als Affront gegen immaterielle, symbolische Güter, eine imaginierte ›Kultur‹ als gemeinsamen Sinnhorizont, gewertet. Dadurch erscheint das Individuum als kultureller oder – so werde ich später aufzeigen – religiöser Repräsentant *sui generis* und partikulare Konflikte werden als verallgemeinerte Konflikte zwischen Kulturen und/oder Religionen angesehen (Friese 2017: 87). Da biologistische Sprachpraktiken, die auf genetische Vererbung rekurrieren, im öffentlichen Raum kaum noch selbstbewusst sagbar sind, hebt nun der neue, im Diskurs akzeptierte »kulturelle Rassismus« (Hall 2016: 179) auf eine fantasierte Unaufhebbarkeit kultureller Differenzen ab (Balibar 2017b: 28): »Es wird Kultur gerufen und Rasse gemeint« (Friese 2017: 17). Denn mit der angedeuteten Frage, ob es »im Dorf da, in ihren Lehmhütten« Pflege nach hiesigen, kulturellen Vorstellungen gebe, positioniert Anna Fischer – obschon sie es nicht weiß, wie sie einräumt – geflüchtete ›Andere‹ implizit, aber selbstbewusst und kolonialrassistisch strukturiert auf einer primitiveren gesellschaftlichen Entwicklungsstufe (vgl. Fanon 2016: 27–29; Fanon 2008: 232; Sow 2018: 92). Der »Pflege in dem Sinne«, die in hegemonialer Manier als westliches – und beinah ›hochkulturelles‹ – Merkmal und Pramat inszeniert wird, werden despektierlich die Vergemeinschaftungsformen der ›Anderen‹ gegenübergestellt, denen – ebenso kolonialrassistisch durchdrungen – das *Körperliche* (Handwerk) zugesprochen wird (vgl. Sow 2018: 92; Hall 2018a: 153).

Jene Narrative setzt Doris Jung mit einem Glauben an eine überlegene, ›westliche‹ pflegerische Arbeitsmoral fort. Die Fähigkeit zur Bewältigung des Arbeitspensums, des so empfundenen und faktischen Stresses und der insbesondere in der ambulanten Pflege exaltiert gelebten Akkordarbeit²⁹ stellt sie bei ›Geflüchteten‹ infrage: »Die sind ja eigentlich ruhige Abläufe gewohnt, die stehen doch nicht unter Druck zu Hause«. Mit »riesengroße[n] Augen« würden sie vielmehr hiesiges Treiben wie »Neuland« kindlich bestaunen. So wird »unser[em] Wissen« von Doris Jung eine selbstverständliche Priorität zugewiesen; es wird in ein positives, (ost-)deutsches Selbstbild eingesponnen, dessen Erreichen »diesen« Menschen nicht zugetraut wird: »[W]ir können doch nicht unser Wissen [...] [bei] diesen Leuten voraussetzen«, fügt sie an, als wäre dies eine allgemein bekannte Tatsache. Deshalb gelte es, den geflüchteten ›Anderen‹ »unser Wissen [...] in den Kopf [zu] pflanzen«. Alternativ könnten sie es als eine Art heilenden Dampf »inhalarieren«. Über biologistisch konnotierte Metaphern, einer Naturalisierung von Wissen als vermeintlich Biologisches, schreibt so auch sie das Phantasma der Degeneration fort und zeigt dabei exemplarisch auf, dass und wie ›Rasse‹ noch immer soziale Wirklichkeit abbildet.

Eine solch fantasierte ›kulturelle‹ bzw. rassifizierte Primitivität und Bequemlichkeit geflüchteter Menschen setzen die Sprecher*innen mit Erzählungen von einem vorgeblichen Hang zu Kriminalität bzw. zu einer per se devianten Kultur (hierzu siehe Fanon 2008: 226–228) fort; Imaginationen, die wiederum – so zumindest die Empfindung – nicht unerheblich medial gestützt werden: »[U]nd [da]durch, dass man ja immer hört, dass jetzt mehr Straftaten kommen, weil man hört ja so vieles in den Nachrichten, dass es eben vieles, nie nur, aber eben vieles von Ausländern produziert wird, weil die haben ja eine ganz andere Kultur«, erklärt Anna Fischer.

29 Hierzu siehe Kapitel 6.2.

*Na ja, die [Patient*innen] machen sich ihre Meinung aus diesen Berichten, die im Fernsehen, die waren ja mitunter nicht sehr angenehm, ne? Oder wenn jetzt auch was passiert, wenn jetzt, äh, eine Messerstecherei, irgendwas, ist, da fangen die ja schon wieder an gleich [zu sagen]: »Ja, hier die Ausländer«. Doris Jung*

»[D]ie Leute sind ja auch häufig, meistens geistig agil, lesen sogar noch Tageszeitung, nehmen Fernsehen, nehmen Radio war usw., hören also das Ganze mit, das wirkt dann noch nach und dann wächst natürlich eine Antipathie«, versucht auch Doris Jung zu plausibilisieren. Die zu Pflegende Margarethe Peters rassifiziert schlussendlich dieses vermeintlich ›kulturelle‹ Maß an Kriminalität über vorgeblich »andere Gene im Kopf«, die sie ›den Geflüchteten‹ zuweist, womit abermals, nun offen thematisiert, eine andere ›Biologie‹, eine ›Rasse‹ angesprochen ist:

[E]s ist schwierig, so viele solcher Sachen hatten wir früher nie, das weiß ich, so viel Tote. Jeden Tag wird einer umgebracht und dann haben sie wieder einen Rentner, auch wieder ein Ausländer, steht auch da, wo hab ich heute gelesen? Der einen 64-jährigen Rentner aus [dem] Nichts zusammengeschlagen hat, genommen, ins Gesicht geschlagen, getreten aus irgendwelchen Wutattacken. Ich verstehe nie, was die machen, was die haben, die haben andere Gene im Kopf, dass die unbedingt so was sehen müssen, Wut oder Leid [...] die kommen mit dem Messer, die hauen dir paar in die Fresse.

[Nimmt sich die Bild-Zeitung und liest mir die Lesermeinung zum zuvor erwähnten zusammen geschlagenen Rentner vor]

Ach ja: »Flüchtling prügelt Rentner Detlef, 65 Jahre, fast tot. Da bekommt man das nackte Grauen, solche Täter sind sicherlich keine Menschen, die bei uns Schutz verdient haben, vielmehr benötigen wir schon langsam Schutz!«, und das stimmt! [...]

unterstreicht Margarethe Peters die Inszenierung der Bild-Zeitung. Im Kontext der hier aufgeworfenen biologistischen Konzepte sind es ›hitzige Temperaturen‹ aus dem ›Globalen Süden‹, die schnell das Messer zücken, die an unkontrollierbaren ›Wutattacken‹ leiden, die also eine perfide und arglistige Kriminalität an den Tag legen und sich daran zu ergötzen scheinen. Als Symbol für diese Arglistigkeit, das ›nackte Grauen‹, werden – so ist nun deutlich geworden – fortwährend Assoziationen zu Messern aufgerufen, auf die deshalb in Kapitel 5.5 zurückzukommen sein wird.

Zunächst bleibt festzuhalten, dass sich auf der Ebene des Alltags die ›soziale Imagination‹ (Fries 2017: 18) des ›Fremden‹ post 2015 verschoben hat und Menschen mit osteuropäischer Herkunft aus dem Zentrum eines problematisierenden Zuwanderungsdiskurses rückte. Von Angesicht zu Angesicht mit den geflüchteten ›Anderen‹ dominieren in den Aussagen der Sprecher*innen alte koloniale ›Rassen‹-Vorstellungen als ›invisible ontology‹ (Fields/Fields 2014: 194), die sich über den Signifikanten ›Kultur‹ als neue Möglichkeit der Racialisation (Miles 1991: 99), wenn auch subtiler, fortschreiben. In diesem Sinne sind den Bedrohlichkeitsinszenierungen der geflüchteten ›Anderen‹ – also im Kern als Schwarz und/oder muslimisch gelesene Menschen, wie die nachfolgenden Teilkapitel aufzeigen werden – nicht nur Kämpfe um materielle Privilegien (›Wirtschaftsflüchtling‹), sondern auch um symbolisch-kulturelle Hegemonie eingeschrieben. Hierbei verweben sich kolonialrassistische Wissensbestände, Diskursfragmente, die weit vor die Sozialisationserfahrungen der Sprecher*innen zu-

rückreichen und deren Analyse nachfolgend detaillierter fortgesetzt werden soll. Den Anfang bildet eine Kontur der ›sozialen Imagination‹ (Friese 2017: 18) von als Schwarz gelesenen Menschen.

5.4 »Also, die Angst läuft immer nebenbei«

Von entmenschlichten ›barbarischen Wilden‹ und Ängsten vor körperlicher Versehrtheit

»Es geht eben hauptsächlich, hauptsächlich geht das um die schwarze Farbe.« »[D]as ist für uns erst einmal so irgendwie das Schwierigste«, versucht mir die zu Pflegende Margarethe Peters das für sie größte Unbehagen am neuen ›Fremden‹ post 2015 zu verstehen zu geben. Von diesem »uns«, in das sie »die meisten Freunde oder Bekannten, mit denen man spricht« einschließt, erfahren Schwarze Menschen *perse* – also auch ohne Fluchterfahrung, denn es geht vielmehr »nur um deine [Haut-]Farbe«, wie der Schwarze Pfleger Abilio Effiboley erklärt – eine offene Dehumanisierung. So sei ein »normaler Mensch mit weißer Hautfarbe oder mit bräunlicher Hautfarbe«, wie Margarethe Peters fortsetzt, weniger problematisch.

In Sprachpraktiken, die auf Farbzuschreibungen wie ›bräunlich‹, ›hellschwarz‹ oder ›dunkelschwarz‹, ›wirklich schwarz‹ bzw. ›so sehr dunkelhäutig‹ rekurrieren, erkennt Sow ein »Relikt aus der noch nicht sehr lange zurückliegenden Zeit der Rassentrennungspolitik« (Sow 2018: 28). Es handle sich um »künstliche Unterscheidungskategorien«, die die kolonialen »Wert-Einstufungen« und die Verteilung von Privilegien nach Äußerlichkeiten noch immer wirkmächtig fortführen (ebd.). »[S]olang sie [migrantische Pflegekräfte] nicht ganz schwarz sind«, gebe es wie auch immer geartete Chancen auf Akzeptanz oder Einschluss, unterstreicht Doris Jung diese Hierarchisierungspraxis ein weiteres Mal.

»[W]enn jetzt ein Schwarzer reinkommt, erschrickt man erst mal oder wenn der an der Tür steht. [...] ›Oh Gott, da denkst du erst mal: ›Was ist denn jetzt los?‹«, fantasiert Margarethe Peters ihr Schreckensszenario in der häuslichen Pflege, obschon sie diese Erfahrung bisher nicht gemacht hat. Dies stützend bebildert die Pflegekraft Doris Jung ein von ihr beobachtetes Verhalten der zu Pflegenden in solchen Situationen mit »Habachtstellung« eine Angstreaktion, die Abilio Effiboley von erstmaligen Besuchen bei älteren weiblichen zu Pflegenden kennt: »[I]ch komme dort im Spätdienst [zu der neuen Kundin], [...] [k]lingel ich da: ›Ja, hier ist Pfleger [Abilio]. Sie macht die Tür auf: ›Telefon, Hiiiiife, Hiiiiife, hallo, hallo, Polizei, bitte, bitte kommen Sie,› ›Nein, ich bin der Pfleger,› ›Nein, gehen Sie raus. Mich nicht anfassen‹ [...]«.

»Wenn die immer so grienend oder so lachen, wir gucken anders. Wenn wir ernst sind, gucken wir böse, aber die haben immer so ein Lächeln irgendwie, das ist schwierig, das zu deuten«, setzt Margarethe Peters die Beschreibung ihres Unbehagens fort. »[J]a, du kannst nie sehen, was sie denken. Weißt du, wenn ich dich angucke, da weiß ich, dass du mir nichts Böses tust, aber das Finstere und die Mimik, das weiß man nie, das kann man nie deuten«. Margarethe Peters wähnt also im »Finstere[n]« des Schwarzen Blicks einen Einzug des Bösen.³⁰ Hierbei setzt sie das Lächeln Schwarzer Menschen als »Grienen« herab, in dessen Bedeutungsgehalt bereits Spuren von Unehrlichkeit oder Heimücke offenbar werden. Aufgrund meines Weißseins – mit der »Farbe des Tages« (Fanon 2016: 40) – werde ich dem diametral gegen-

30 Vgl. auch Fanon (2008: 158).